

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 7

Artikel: Von der Höflichekti und dem Anständigsein
Autor: Zangger, Aloys
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sie wandelten! Sie schwangen im Takt die langen, weiten Faltenröcke und redeten, wie Frauen reden, die sich gut mögen: sie redeten miteinander, während es bei Männern Rede und Gegenrede gibt, mit Pausen dazwischen, wie beim Schwingen, und Zug um Zug. Und so traulich und fortgesetzt redete die eine und gleichzeitig die andere, und was sie redeten, ging Godi so sehr nichts an, dass er richtig wieder ein wenig überflüssig wurde.

Nun muss man wissen: er stand im Alter, wo das Pfeifen beginnt und fleissig geübt sein will; es ist für das Ansehen unter kleinem Volk noch wichtiger als das Spucken. Er hat fürs erste die Brückenlänge zur Verfügung. Und da er zum Pfeifen ganz gut auch die Welt betrachten kann, aber noch zu kurz ist, um über das Geländer zu gucken, so klettert er auf die Mauer, versorgt die Hände dort, wo ein Bub alles hinsteckt, was er gerade nicht braucht, in den Hosensäcken (der Störschneider hatte sie auf Wunsch so abgründig gemacht, dass Godi mit gestreckten Armen bis zu den Ellbogen darin untertauchen kann) und so spaziert er nun zu eigener Marschmusik einfach und glücklich stadtwärts, vorsichtigerweise immerhin in einem achtungsvollen Abstand von Mutter. Sie reden miteinander, und er fühlte sich unbeschattet.

Da schickt ihm das Schicksal, das ja davon seinen Namen hat, einen Würgengel auf den Leib. Ein elend langer, magerer Mann mit weissem Bart, engem langem Rock flattert mit fliegenden Schössen vom Obstberg herunter, entsetzlich lange Arme streckt er aus und mit himmelschreiender Stimme schreit er von weitem: „Eh du dummer Bub, was machst da oben? Schau doch hinunter, du Göhli, du fällst gewiss noch zutod.“ Nun schaut Godi hinunter und lässt sich von der schrecklichen Angst des langen alten Herrn auch richtig packen; es beginnt sich ihm etwas zu drehen, noch ehe der Warner ihn erkrallen kann. Dass der dann den Kleinen schüttelt und ihn mit einer Ansprache traktiert, als ob er wenigstens eine Seminarklasse wäre, das hat nichts zu sagen; denn es geht vorbei. Geblieben aber ist dem Sünder bis gegen die Maturität hin ein immer wiederkehrender Angsttraum: er fiel von der neuen Nydeggbücke in einen purpurnen Abgrund und sah zwei schreckverzernte Augen über sich. Erst als er eine Bude mit Dachschräge über dem Bett bezog und daran beim träumenden Auffahren seinen Schädel anzuschlagen pflegte, hörte diese Nachtplage auf. Etwas anderes hat er nie ganz überwunden: seit seiner Lebensrettung auf der Nydeggbücke überfiel ihn in den hohen Kirschbäumen, die es damals noch gab, und befällt ihn auch in den Bergen zuweilen der Schwindel. Mit festem Willen und Geduld geht's zuweilen vorbei.

Es war, nüchtern betrachtet, und jeder von euch kann sich selber überzeugen, gar nicht so gefährlich gewesen auf jener Mauer; nur sollte man einen, den man in Gefahr glaubt, zu fallen, nicht aus der Ferne erschrecken. Und auch nicht ganz vergessen, dass ein gesunder Landbub sich etwas

gestatten kann, was einem alten Pfarrer vielleicht weniger zu raten wäre.

Der Schreck muss Godi wirklich erschüttert haben. Klar und scharf blieb ihm alles in Erinnerung, besonders die stadtwärts pendelnden Frauenkittel und das Heransausen des Würgengels; aber von da an trübt sich der Film. Nach dunklem Besinnen hat er wohl die beiden Frauen ohne Schaden vor der Küchliwirtschaft eingeholt und sie mit einem Bericht über das Erlebte gefühlvoll verschont, hat vielleicht gar eine Anerkennung für sein ungewohnt stilles Betragen geerntet.

Die Pfeifausbildung hatte leider einen Knacks gekriegt. Die Oberstufe, das Pfeifen durch die Finger, hat Godi nie erreicht, wie denn überhaupt die andern meistens pfiffiger waren. Vielleicht, wer weiss, wenn ihm auf der Nydeggbücke zu Bern niemand das Leben gerettet hätte... Aber auch vor Rettern ist man ja hienieden nie sicher.

3. Blitz und Donner, oder die Fahrt in die Fremde.

Es kamen Jahre üblichen Wachsens und Wartens auf das, was kommen sollte. Was sollte aus Godi werden? Vater meinte: „Bauern könnt ihr nicht alle sein. Ich selber hätte studiert, weil es der Pfarrer so wollte; aber als einziger Sohn musste ich für meine Mutter sorgen.“ Godi war nun nicht der Jüngste mit dem Vorrecht auf den ungeteilten väterlichen Hof, und auch nicht der geeignetste, wollte aber sowenig wie die andern fortgeschickt werden. Das hatte übrigens noch Zeit, und in dieser Zeit gab es Fahrten, von denen ihm eine im Gedächtnis blieb, weil sie ihn die Kraft der Verzweigung kennen lehrte. Der Gaul brannte durch und sauste durch Moorland einem Kanal zu. Vater hatte ein Unglück vor Augen und wollte den neben ihm sitzenden Godi auf den weichen Moosboden hinauswerfen, brachte es aber mit einer Hand nicht zustande — die andere hielt das Leitseil — der Junge klammerte sich zu fest an seinen Arm. Im letzten Augenblick nahm ihnen die Vorsehung ein Rad ab. Die Achse fuhr krachend in die Erde und das verrückte Tier musste wohl oder übel halten. Vater wollte dann das Pferd dem Händler zurückbringen. Es war ein ganz junges, dunkelbraun geblumtes Rösslein in den ersten Eisen, und es lief mit gestellten Ohren so strecks und strässig landaus, dass er unterwegs reuig wurde und umkehrte. Diese dunkelbraune Stute, von der die Kinder sprechen und die Kindeskinde und Urenkel hören bis auf diesen Tag, wurde der Stolz der Familie. Ein berühmtes Ross, so berühmt, dass ihm die höchste Ehre zuteil wurde, die auf Erden einem Bauerngaul winken konnte: ein Langnauer Käsehändler wollte sie als Chaisenpferd haben. Und er kriegte natürlich, was er begehrte, nachdem er ein paarmal nachgeboten hatte. Er holte das Rösslein unter Weherufen des ganzen Stammes, und nachhaltiges Schmollen der Söhne versalzte dem Vater ein wenig das gute Geschäft.

(Fortsetzung folgt)

Von der Höflichkeit und dem Anständigsein

Sehr geehrter Herr Peter Moralius!

Zwar beissen Sie ja nicht so und da böte sich auch gleich ein Anknüpfungspunkt, um über den Anstand zu sprechen; denn Anonymes...? Nun, ich brauche wohl nicht deutlicher zu werden!

Aber deswegen schreibe ich Ihnen nicht. Vielmehr wollte ich Ihnen sagen, dass ich eigentlich ganz einig gehe mit dem, was Sie in Nummer 4 der „Berne Woche“ gebracht haben. Nur scheint mir, das Thema sei noch lange nicht erschöpft. Vor allem aber haben Sie unterlassen, auch ein wenig den Ursachen nachzugehen, die zwar wohl nicht allein, aber doch zum Teil verantwortlich sein dürften für die wirklich oft erschreckende Unhöflichkeit vieler unserer lieben Mitbürger und — Mitbürgerinnen. Was mir immer und immer wieder

besonders auffällt, ist das unanständige Benehmen der Kinder. Wie sollen wir da erwarten, dass sie als Erwachsene etwas ausüben und spüren, was sie nicht in der Jugend gelernt haben?

Da kommt z. B. gerade dieser Tage so ein Dreikäsehoch daher — ich bin sicher, dass er kaum zur Schule geht — und wirft mir ganz unvermittelt einen Schneeball ins Gesicht. Dabei sah ich den Lausejungen zum erstenmal in meinem Leben. Dazu lacht er laut auf und als ich ihn wohl nicht so ganz freundlich anblicke, reisst er aus.

Vorgestern war ich bei einem Bekannten zum Nachtessen eingeladen. Seine beiden Kinder, ein Junge von etwa zehn und ein Mädchen von vielleicht acht Jahren sassen mit am Tisch. Es gab einen Braten, Kartoffeln und Gemüse.

Als die Mutter dem Knaben eine geschälte Kartoffel auf den Teller legte, erklärte dieser, indem er sie vom Teller auf den Tisch schob, er esse keine Kartoffeln, und als die Mahlzeit zu Ende ging, stand das Mädchen ungeniert auf und verliess wortlos den Tisch. Ich schüttelte im geheimen den Kopf.

Aber noch mehr schüttelte ich ihn tags darauf. Denn da hatten wir zu Hause Besuch, in Form einer jungen Tante mit deren Sprösslingen, vier und sieben Jahre alt. Da ging trotz dem Verbot, etwas anzurühren, eine Porzellanfigur in Stücke. Beim Zvieri hiess es: „Ich will jetzt noch mehr Konfitüre!“ und „Ich muss Butter haben zum Brot!“ u. a. m. Auf meine schüchterne Bemerkung, die Kinder hätten wohl noch etwas Erziehung (ich dachte: Prügel) nötig, bemerkte die geliebte Tante: „Was willst du — es sind halt Kinder!“

Soll ich Ihnen noch andere Beispiele nennen? Noch eines: Gehen Sie doch bitte einmal in ein Schulhaus so gegen Mittag bei Schulschluss. Achten Sie dann darauf, ob man Ihnen, so wie es sein sollte, höflich Platz macht, Sie eintreten lässt, Ihnen wohl gar die Türe hält?

Mit andern Worten: Höflichkeit und Anstand lernen man als Kind, zu Hause, in der Kinderstube und wohl auch noch in der Schule. Oder habe ich vielleicht gerade jetzt eine falsche Zeitform verwendet? Hätte ich sagen sollen, „lernte“ man? Fast will mir scheinen, dass dem so ist; denn sehen Sie sich bitte ein wenig um und Sie werden bemerken können, dass unsere Jugend denn doch etwas höflicher und anständiger sein könnte, vor allem im Benehmen Erwachsenen gegenüber. Sie werden mir sicher

beistimmen, wenn ich Ihnen sage, dass es eben am Respekt recht oft fehlt. Und wenn ich behaupte, dass da das Elternhaus den Hauptfehler macht, dann gilt das ganz bestimmt in vielen Fällen. Dieser Fehler aber gründet sich auf die seit dem letzten Weltkrieg verbreitete Meinung, man müsse den Kindern weitgehendste Freiheit einräumen, ihnen ihren Willen lassen, ihre Persönlichkeit achten und wie alle diese zarten Erziehungsgrundsätze alle heissen. Die Unterordnung unter den elterlichen Willen galt und gilt noch heute häufig als überlebt.

Dazu kommt nun allerdings, dass eine derartige „Erziehung“ eigentlich recht bequem ist; denn die Eltern können sich einer Verantwortung einfach dadurch ledig sprechen, indem sie erklären, sie hätten den Kindern doch alle Freiheit gelassen.

Und die Schule? Vor allem muss ich hier feststellen, dass sie die Kinder verhältnismässig doch nur kurze Zeit beherbergt, die dazu noch grösstenteils zum Unterricht zu verwenden ist. Wie oft kommt es dann noch vor, dass das Elternhaus, statt dass es die Schule unterstützt, sich gegen sie wendet. Was Wunder, wenn Lehrerinnen und Lehrer den Mut zu energischen Massnahmen erzieherischer Natur verlieren?

Kurz: ein wenig mehr Strenge, ein wenig mehr Aufsicht, ein wenig mehr Verantwortungsbewusstsein gegenüber kleinen und grossen Kindern, und ich bin überzeugt, dass es bessern würde mit der Höflichkeit und dem Anstand.

Damit aber, mein lieber Peter Moralius, möchte ich meine Epistel schliessen und verbleibe Ihr sehr ergebener

Aloys Zangger.

MENSCHEN HINTER BEGRIFFEN

Die Sprache des täglichen Lebens birgt eine Fülle von Worten, deren Ursprung in Eigennamen zu finden ist. Wenige wissen, dass in ganz gebräuchlichen Bezeichnungen der Name eines Menschen fortlebt, der sich in irgendeiner Sache hervorgetan hat. Zahlreich sind die Beispiele aus Technik und Wissenschaft. Da geben Erfinder und Entdecker ihre Namen für Dinge, die heute zu Begriffen geworden sind.

Die Benennung der elektrischen Einheiten: Volt, Ampère, Watt, Ohm, sind die Namen bedeutender Männer dieses Wissensgebietes. Die Dahlie, Fuchsie, Georgine, Kamelie, Begonie und Magnolie sind benannt nach den Botanikern Dahl, Fuchs, Georgi, Camelli, Begon und Magnol. Aber nicht nur hinter Begriffen von nützlichen oder schönen Dingen können Namen von Menschen verborgen sein, gar häufig findet sich das gleiche bei recht unerquicklichen Sachen, wie etwa bei dem vom Raucher gefürchteten Gift Nikotin, das seinen Namen nach dem französischen Arzt Nicot hat, der den Tabak im 16. Jahrhundert einführte. Auch das heute so viel gebrauchte Wort Tank verdankt einem Obersten Thomas Tank Bernal sein Bestehen. Ein anderer englischer Oberst, Henry Shrapnell, hat als Erfinder eines Artilleriegeschosses diesem seinen Namen gegeben. Erstmals wurde diese Munition in der Schlacht bei Waterloo verwendet. Die Zwangsmethode des Boykotts hat schon manchen Widerstand gebrochen. Sie wurde auch gegen den im 19. Jahrhundert lebenden englischen Kapitän James Boycott angewandt, als er bei der Verwaltung eines grossen Gutes Uneinigkeiten mit der irischen Landliga hatte. Von ihm stammt nun der Namen eines solchen Vorgehens.

Ziemlich bekannt dürfte der Zusammenhang zwischen der Bezeichnung des Fallbeils und dem Namen des französischen Arztes G. J. Guillotin sein. Jedoch ist die irrierte Meinung gang und gäbe, dass dieser Arzt der Konstrukteur und Erfinder der Guillotine sei. Dem ist aber nicht so, denn er hatte mit der Sache nur soviel zu tun: er bekämpfte als Mitglied der Nationalversammlung und als Menschenfreund die grausamen Hinrichtungen durch das Beil des

Henkers und vertrat die Meinung, es müsste ein zuverlässiger Mechanismus diese blutige Arbeit übernehmen. Wie ein solcher zu konstruieren sei, wusste er nicht. Ein deutsch-schweizerischer Schreiner, namens Tobias Schmidt, hat die Erfindung dann gemacht. Die Bezeichnung Guillotine, die ein übereifriger Zeitungsmann für des Arztes Idee geprägt hatte, blieb an der Erfindung haften und hat Dr. Guillotin zu einer traurigen Berühmtheit verholfen, unter der er sehr litt.

In unserem Sprachgebrauch hat sich das englische Wort Sandwich für belegte Brötchen eingenistet und wird viel gebraucht. Wenige wissen, dass sein Ursprung zurückzuführen ist auf den Namen des Lordes Sandwich, der ein leidenschaftlicher Spieler war und seine Partien selbst zum Essen nicht unterbrechen wollte. Er liess sich gewohnheitsgemäss geröstetes Brot mit Fleisch belegt an den Spieltisch bringen, so haftete schliesslich diesen Brötchen sein Name an. Auch ein Spitzname kann in einem Begriff fortleben, wie etwa in dem Worte Grog. Es wurde von Matrosen geprägt, die Rache an einem Vorgesetzten mit diesem Uebernahmen nehmen wollten, als er ihnen statt Rum ein Gemisch von Rum und heissem Wasser vorsetzen liess.

Eigenartig ist der Zusammenhang der Bezeichnung Silhouette und ihrem Namengeber, dem französischen Finanzminister Silhouet. Er war nicht etwa der Schöpfer dieser jeder Ausschmückung entbehrenden Bildchen, er tat sich in einem ganz andern Gebiet, nämlich in der Sparsamkeit, aussergewöhnlich hervor. So ist sein Name der „sparsamsten“ aller Zeichnungsarten, der Silhouette, beigelegt worden. Ein Gegensatz hiezu bildet das Wort Gobelin. Es ist der Name eines Pariser Wollfärbers, der die prächtig gewobenen Teppiche erfunden hat.

Namen von Menschen, die einst gelebt, haben der Sprache für die Benennung mancher toten Begriffe dienen müssen; durch sie sind aber auch viele grosse Männer zu einem verdienten und bleibenden Gedenken gekommen.

Emanuel Rigganbach.